

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Buch meines Lebens**

Erinnerungen

**Vierordt, Heinrich**

**Stuttgart, [1924]**

2. Abschnitt. In der Bundesfestung Rastatt (1858-1862)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

## 2. Abschnitt

### In der Bundesfestung Rastatt (1858—1862)

Das Rastatt jener Tage, wohin mein Vater als Hauptmann in das dritte badische Infanterieregiment versetzt worden war, machte mit seinen siebentausend Einwohnern, seinen stillen Straßen und öden Plätzen den Eindruck eines dürftigen, ziemlich armseligen Landstädtchens. Ein schnürender Harnisch von Mauern, Gräben und Festungswällen umzwängte den Ort und schien ihm für alle Ewigkeit den Atem nehmen zu wollen, bis eine glücklichere Zeit völkischen Aufschwungs den Panzer sprengte und der aufblühenden Stadt die Möglichkeit freierer Kraftentfaltung gewährte.

Als deutsche Bundesfestung schloß es, außer den einheimischen badischen Truppen, österreichische und preussische Heeresaufgebote in sich; besonders die Österreicher mit ihren kleidsamen, aber heiklen weißen Waffenröcken und ihrer sprichwörtlichen Gemütlichkeit erfreuten sich großer, volkstümlicher Beliebtheit. Selbst polnischen und böhmischen Volksteilen sah man über ihre bisweilen allzu langen Finger verzeihend hinweg, denn sie waren halt „zu gemütlich“.

Von früher Tagwacht bis zu später Vergatterung vernahm man von den Außenwerken, aus den Kasernen, von den Übungsplätzen soldatische Signale; allabendlich hörte ich in meinem kleinen Bett den Zapfenstreich aus der nahen Wilhelmskaserne, und noch heute, nach einem halben Jahrhundert, muß ich beim Erklingen abendlichen Zapfenstreichs mit heimwehmütigem Gefühl an Rastatt denken.

Die Soldaten waren es, die Rastatts Gassen, wenn auch eintönig, belebten. In der Nähe der Kasernen tönte einem das Ausklopfen der Waffenröcke mit spanischen Röhren entgegen. Auf dem großen Platz hinter dem Schloß ergingen sich mit Vorliebe die biedern Kriegskleute als freundwillige Begleitsterne der Kindermädchen, die — man kannte noch keine Kinderwagen — ihre Wickelkinder auf den Armen herumschleppten. Über



das grasige Ufer der Murg ritten Offiziersburschen die Pferde ihrer Herren in das glänzende, untiefe Wasser zur Schwemme; tropften die Wellen blitzend und klatschend von Rücken und Bug der Tiere, hatte ich schon als kleiner Knabe Vergnügen an dem kriegerisch-friedlichen Stillleben.

Wir wohnten zunächst in der Poststraße; bald aber bezogen wir eine geräumigere Wohnung, da mir ein kleines Brüderchen geschenkt worden war, im Hause des Eisenhändlers Zwiebelhofer, dem Museumsgarten gegenüber. Der Neugeborene war in Karlsruhe zur Welt gekommen. Da man in den kriegerischen Zeiten von 1859 eine baldmögliche Belagerung des bereits mit Lebensmitteln versorgten Rastatts fürchtete, war meine Mutter der Sicherheit wegen mit mir in die Residenz gegangen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten.

Unser Hof beim Eisenhändler stand voll angerosteter Ofen, ältester Gestaltung vermutlich; häufig knallte von unten ein Schuß — da hatte der Sohn des Hausherrn wieder eine der unzähligen Ratten geschossen, die zwischen dem eisernen Gerümpel ihr huschiges Schattenwesen trieben.

Hinter dem Haus streckte sich bis zum Murgdamm ein großer, wunderschön gepflegter Garten mit den buntesten Blumen, den wir zumeist nur durch ein Gitter, wie die Zaubergärten der Armida, betrachten durften. Der alte Zwiebelhofer, dessen kahles Haupt von einem goldgestickten Samtkäppchen bedeckt und dessen altersschlotterndes Kinn gleichsam mit einem ununterbrochenen Erdbeben beschäftigt war, liebte keinen Kinderbesuch in seinem Allerheiligsten. War einmal unter polizeilicher Überaufsicht meiner Mutter ein seltener Gang durch die blütenprangenden Beete des Ziergartens gestattet, erfüllte der Besuch des verwehrtten Heiligtums mein Kinderherz mit festtäglichem Gefühl . . . Vierzig Jahre später trieb mich die Sehnsucht, alte Kinderstätten zu besuchen, nach Rastatt, und ich schlich mich, fremd geworden, in den altvertrauten Hof, um wieder einen Blick in jenen Zauberraum zu werfen — ach, da hob sich eine große Fabrik in jenem Garten! Guter, alter Zwiebelhofer, wo sind deine Blumen, deine Freude, dein Stolz? Die feuerfarbenen Leokoten, die goldglänzenden Kapuziner? Wo meine Mutter mit ihren lieben Augen? Alles dahin, dahin!

Burden morgens die Schlafzimmerläden geöffnet, so funkelten über Gärten, Fluß und Murgtalebene die Badener Berge in blauer, duftiger Ferne herein; ich freute mich stets, wenn ich den Turm auf dem Merkur und die weißen Häuser von Ebersteinburg im Morgenglanze blinken sah.



Es ist mir nicht verständlich, weshalb Rastatt mit seiner lieblichen Umgebung, der leichten Möglichkeit reizender Ausflüge, damals ein wahrer Schrecken der badischen Offiziere war und sie die Versekung dorthin als halbe Verbannung nach Sibirien betrachteten; erst nach 1870 trat ein Umschwung ein. Preußen und Osterreich, grauenvoller polnischer oder galizischer Besatzungsorte gewohnt, sind bescheidener gewesen und gerne nach Rastatt gegangen.

Mein unzertrennlicher Haus- und Spielgenosse war Ernst Bassermann, der sich als nationalliberaler Reichstagsabgeordneter einen bekannten, geachteten Namen gemacht hat. Vor dem Haus auf der Straße veranstalteten wir Wettrennen und Kriegsspiele, wobei ich stets den „König von Neapel“ vorstellte; war doch in jenen Tagen der Belagerung von Gaëta der Name der unglücklichen Neapeler Königsfamilie, vorab der jener heldischen Maria von Bayern, die sich bei der Verteidigung Gaëtas als echte, unerschrockene Königin hervorgetan hatte, in aller Munde. Der Knecht Ruprecht ist uns beiden Jungen gemeinsam in Bassermanns elterlicher Wohnung erschienen, wobei ich Tränen der Mühsung und der Angst vergoß. Die Wege des Lebens haben Ernst und mich leider vollständig auseinandergeführt.

Ostern 1861 brachte mein Vater mich in die evangelische Kinderschule, eine Volksschule für Knaben und Mädchen, und übergab mich dem Lehrer Becker zur Obhut. Hatte ich mich vorher auf die Schule gestreut, so überkam mich angesichts der vielen, rotbäckigen Bubens und Mädchengesichter, die neugierig auf den frischen Ankömmling starrten, ein hängliches Gefühl. Mehrere Male lief ich zum großen Vergnügen der zujubelnden Klasse hilfesuchend um die Beine meines Vaters im Kreise herum, im Wahn, meinem Schicksal enttinnen zu können, wobei der Herr Lehrer mich unter Kosenamen und Versprechungen zu fangen suchte; wohl in Vorahnung drohenden Schulmartertums wollte ich von Lehrer und Schule nichts wissen und flehte meinen Vater inbrunstvoll an, mich wieder heim zu nehmen. Das Leben ist unerbittlich; es half nichts; ich mußte bleiben, und ich hatte mich bald unter den kleinen Gefährten eingewöhnt.

Über den Sonntag oder gar in der Schulzeit wurden kleine Reisen nach Karlsruhe vollführt, wo ich bald bei Großvater Bierordt, bald bei den Großeltern Schmidt untergebracht wurde, je nachdem man mich brauchen konnte. Wanderte ich als kleiner Junge zu Karlsruhe vom Rondellplatz durch die Erbprinzenstraße zum Großelternhaus in der Herrenstraße, so führte dieser Weg wie ein Damm mitten durch den



Erbsprünzengarten, den ehemaligen Garten der Markgräfin Amalie von Baden. Ein Hohlweg unter der Straße vermittelte den Verkehr zwischen den beiden großen Teilhälften dieser schönen, weit gestreckten Anlage. Rechts drüben lag, von Gebüsch umsäumt, ein gelbfarbiges Gartenschlößchen in griechischem Tempelstil; wenn ich mich recht entsinne, waren Hirschgeweihe und allerhand Jagdabzeichen in der Vorhalle aufgehängt. Über den breiten Graben, in baumreicher Umgebung, erschien mir dieses unnahbare, unerreichbare Gebäude wie ein fern entrücktes Märchenschloß. Seit Mitte der 1860er Jahre sind die Gräben ausgefüllt, das „Märchenschloß“ ist verschwunden, der Springbrunnengeschmückte Friedrichsplatz und seine nördlich angrenzenden Häuser sind an die Stelle getreten, und links drüben, wo man einst in undurchdringliches Busch- und Gartenparadies schaute, prangt jetzt das mächtige Bauwerk der Vereinigten Sammlungen. Die Ritterstraße hinaus führte die „Kirschenallee“ zu einem eisernen Gittertor, durch das man auf das freie Weiherheimer Feld blickte. Nur vereinzelte Häuser wurden draußen gebaut, wo sich längst die stadtumspannende Kriegsstraße wie eine Riesenschlange hingestreckt hat; die ersten Siedler kamen sich sehr vereinsamt vor, ja sie wurden von den Weichbildbürgern als Bewohner des „Weiherheimer Feldes“ fast verachtet. Es lebte sich noch schön und gemütlich in dem alten Karlsruhe, das in der Fülle seiner Gärten schwelgte, reicher an Bäumen als an Menschen war und noch lange, lange nicht den törichten, größenwahnwitzigen Ehrgeiz kannte, der Geburt seines hunderttausendsten Mitbürgers in Ungeduld entgegenzuharren . . .

Eine seltsame Raftatter Straßenerscheinung, die uns Schuljungen Stoff zum Lachen bot, ist mir lebhaft erinnerlich: ein altersgebeugter, weißhaariger Mann in breit-schirmiger Mütze, am Stock einhergehend, die Brust über und über mit silbersternigen Kotillonorden besät. Der unglückliche, jedoch unschädliche Greis bildete sich ein, der „Bürgermeister von Raftatt“ zu sein; als solcher ward er von den Kindern spottweis in den Gassen begrüßt. Alle Morgen besuchte er eine Mezig, wohin ihm die Soldaten, die einhellig ihre Pöffen mit ihm trieben, jene Schein-Orden brachten und ihn überglücklich machten, wenn sie ihm die angeblichen Grüße ihrer verschiedenen Staatsoberhäupter übermittelten, die dem „Bürgermeister“ wegen seiner Verdienste um Raftatt die Ordenszeichen verliehen haben sollten. Der arme Kindische heftete sich, glückstrahlenden Gesichts, den Zierat ans Kleid, um, überladen mit Glitterwerk, durch die Straßen weiterzuhumpeln.



Die reizende Umgebung lockte an sonnigen Tagen zu Nachmittagsausflügen: bald nach Rotenfels oder Gernsbach, wo die Stätte des sagenhaften Grafensprungs auf dem Weg nach dem Ebersteiner Schloß mit tiefen Eindruck machte; bald nach dem wenig heimlichen, muschelverschalteten Schloßchen Favorite, das in seinem vereinsamten Wäldchen, oasenhaft in der Rheinebene gelegen, von Ausflüglern bevorzugt wurde; das prächtige Riesenporzellan aus dem ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts in der Schloßküche, die zahlreichen Tapetentüren, das gruselige Spiegelzimmer und vor allem die seitab stehende, gebüschversteckte Kapelle mit den schrecklichen Marterwerkzeugen, wohin sich die Markgräfin Augusta Sibylla, die Gemahlin des Türkenludwigs, alljährlich wochenlang zur Geißelung und Bußübung zurückzog, und wo ihre einzige, schweigsame Tischgesellschaft aus drei schauerlichen Wachsgestalten bestand, die mit glasigen Augen noch in die Neuzeit hereinstarren — alles war wie geschaffen, eine leicht entzündbare Knabeneinbildungskraft stark zu erregen . . .

Einige Sommerwochen durfte ich mit den Großeltern Schmidt im Renschtalbad Antogast zubringen; einzelne Erscheinungen der Badgesellschaft von 1861 haben sich mir tief eingepägt: eine hannoversche Gräfin Kielmannsegge, die stets mit einem grauen Papagei auf der Schulter spazieren ging und niemals ohne diesen Vogel bei Tafel erschien; eine Engländerin Miß Johnson, die für jeden Speisegang nach englischer Sitte ein frisches Besteck beanspruchte — was in jenen anspruchlosen Zeiten ein unerhörtes Verlangen war und das tägliche Gespräch der entrüsteten Mitgäste bildete — und die nur dadurch von ihrer Unbescheidenheit geheilt wurde, daß der Wirt ihr für jedes frische Besteck sechs Kreuzer berechnete; ferner der „Wassertoni“, ein stämmiger, schöngestaltiger Bauernbursch in schmucker Schwarzwaldtracht, der den Brunnentrinkern das perlende Gesundwasser in eiskalt angelautenen Gläsern vom Quell schöpfte; ein alter Herr Fieser, der meisterlich verstand, aus weichem Brot innern wunderschöne Teigrosen zu kneten; ein freundlicher Karlsruher Messerschmied namens Ried, der sich viel mit uns Kindern abgab und reizende Mühlen mit drehbaren Rädern in den Bergbächen zu bauen wußte; und zuletzt der härteißige, wenig zuvorkommende Gastwirt Huber, der sich ernstlich ärgerte, wenn viele Gäste kamen, die ihn aus seiner Eisbärenruhe rüttelten. Klingelte wieder ein Wagen mit neuer Kurgastfracht das enge Maifachtal herauf, polterte er unter seiner Haustüre: „Nein, man meint grad, 's hätt' außer mir kein Mensch auf der Welt ein Wirtsz



haus! Alle wollen sie zu mir!" worauf ihn mein Großvater zu besänftigen suchte, indem er ihn auf Ehren und Vorteile hinwies, die der zahlreiche Besuch seines Hauses ihm eintrage; er schenkte nur unwirsch Gehör . . .

Auch ein weiteres Stück der schönen Gotteserde bekam ich zum erstenmal zu schauen: ich wurde nach Basel mitgenommen zum Besuch der besten Jugendfreundin meiner Mutter, Marie Wettstein, einer Nachkommnin des berühmten Baseler Bürgermeisters Wettstein, der auf der Westfälischen Friedenstagung die Belänge der Schweiz so kräftig zu vertreten wußte. Die Freundin lebte bei ihrer verwitweten Mutter in der Apotheke „am Bäumli“, wo es schon im Hausflur anheimelnd nach Jungfernlleder, Wagenmorsellen und allerhand süßem Apothekerschleckerwerk duftete. Durch die Gunst des Herrn Hünerwadel, des ersten Gehilfen des Hauses, wurden mir manche der wohlschmeckenden Herrlichkeiten zugesteckt.

Oft wurde zu Basel das Münster, die schöne Pfalz dahinter mit dem hinreißenden Blick auf die Stadt und den jünglinghaften Rheinstrom, oder auch der stimmungsvolle, malerische Kreuzgang mit den Familiengrabgewölben der Wettsteins aufgesucht. Die Abende kürzte man mit Vorliebe durch Schattenspiel, indem man mit Händen und Armen allerlei Tiergestalten, Schwäne, Schweine u. dgl. im Schatten auf die Wand zu zaubern suchte . . . In jenen Aufenthalt fiel die Feier des vierhundertjährigen Bestehens der Hochschule; ich sah den großartigen Festzug mit an; die rot und gelb gestreiften Landsknechtgestalten mit Pauken und Trompeten sehe ich deutlich vorüberstelzen; die Banner der Kantone, die Schärpen der Fahnenträger flattern mir allerdings nur noch wie dünne Spinnweben in ferner, traumhafter Erinnerung. — —

Ich war ein arges „enfant terrible“, das seinen Eltern unausgesetzt Verlegenheiten bereitete. Da meine Mutter die kleine Schwäche besaß, merkwürdig gerne zu „medizinieren“ — nach ihrem Tode fanden sich Stöße von aufgestapelten Arzneibüchern vor —, so kam der alte Medizinalrat Haug häufiger, als vielleicht nötig war, ins Haus. Dieser Mann — von dem das Gerücht ging, daß sich wertvolle Papiere über den Rastatter Gesandtenmord in seinen Händen befinden sollten — hatte die unglückselige Gewohnheit, gewiß jeden dritten Satz mit der Redensart „Ich muß Ihnen offenherzig gestehen“ einzuleiten. Sein beliebter Redegebrauch war stadtbekannt und stadtbelaucht. Nun kam der gute Arzt, der unerschöpflich im Verschreiben unschuldiger Heilmittel war, in unser Wohnzimmer. Ich



kauerte mäusestill unterm Tisch hinter der herabhängenden Decke. Kaum waren die ersten Begrüßungsworte gewechselt, sprudelte es verhängnisvoll von den Lippen des Doktors: „Frau Hauptmann, ich muß Ihnen offenherzig gestehen!“ . . . da schoß ich unter dem Tisch hervor auf meine Mutter zu und rief, auf den erschrocken Verstummennden deutend: „Alleweil hat er's wieder gesagt!“ Meiner entsetzten Mutter schoß das Blut in die Wangen, der Arzt aber schoß nach der Thür und vermochte nur noch jornglühend in abgerissenen Säßen herauszuwürgen: „Gnädige Frau . . . ich muß Ihnen offenherz — eh, ich muß eben annehmen . . . wie die Alten sungen . . . zwitschern die Jungen . . . Ich habe die Ehre“ . . . — Und draußen war er trotz des Entschuldigungstammeln's meiner Mutter; bald war übrigens wieder Friede geschlossen.

Ofters kamen zwei Fräulein von Theobald zu uns. Unseligerweise hatte ich gerade zu rechter Zeit aufgeschnappt, als meine Mutter zum Vater sagte: „Die Theobalds sind doch wirklich naseweise Dinger!“ Nach einigen Tagen schellt's; ich laufe nach Kinderart vor dem Zimmermädchen her, öffne die Glastüre, sehe die beiden Damen draußen stehen und begrüße die Verblüfften mit dem Ausruf: „So, ihr seid's, ihr naseweisen Dinger? Ja, die Mama hat's neulich selber gesagt.“ Die Damen waren aber großdenkend, es trat keinerlei Spannung ein.

Ein besonderer Gönner von mir war ein badischer Artilleriehauptmann Holz, wohl einer der frühesten „Amateurphotographen“ Deutschlands. Die Lichtbildnerei machte damals ihre ersten, schüchternen Flugversuche. Holz nahm — natürlich nur aus Liebe zur Sache — die ganze Besatzung, Herren und Damen, im Bild auf; es kamen recht unvollkommene, bläßliche, fleckige Erzeugnisse zutage; auch mir kleinem Burtschen ward die Ehre der Aufnahme zuteil. Nie ging ich unter dem Fenster des Hauptmanns vorbei, ohne daß der Kinderfreund mir einen blanken, altbadischen Kupferkreuzer oder gar ein silbernes Gröschlein herabwarf, damit ich mir beim Zuckerbäcker Dell eine Vanilleschnitte oder ein Mandelörtchen kaufen solle. Herr Holz besaß auch einen schönen Schlitten, und zum erstenmal ward mir durch seine Vergünstigung der Genuß einer Schlittenfahrt durch winterliche Schneelandschaft beschieden.

Spielte Regimentsmusik im Museumsgarten, so trieben wir Offizierskinder uns in großer Zahl dabei herum, indes die Eltern kaffeetrinkend um große, runde Tische saßen. Beim Auslosen im Kinderspiel bedienten wir uns eines Reimsprüchleins, das ich für feinschmeckerische Liebhaber deutschsprachlicher Ruchknackerkünste lautlich getreu hierhersetze:



Ene dene do,  
 Kappernalle no,  
 Hefalle,  
 Bumbernalle,  
 Ene dene weg,  
 Fall — nicht — in — den — Dreck!

Außer der schüchternen, kleinen Gräfin Olga Enzenberg war Mary Heusch meine bevorzugte Spielgenossin. Mary mußte stets Glanzhandschuhe tragen und durfte keine Schule besuchen, weil ihre allzu besorgte englische Mutter fürchtete, ihr Töchterchen könne da häßliche Sitten und Worte lernen; bis die Mama entdeckte, daß Mary von den Flözern auf der Murg, die hinter dem Hausgarten vorbeisloß, abscheulichere Scheltworte gelernt hatte, als je auf Schulbänken lernbar gewesen wären. Die ängstlich behütete Tochter wurde später Schauspielerin auf Bühnen geringen Ranges. Vergebliches Mutterhoffen, vergebliche Elternbesorgnis! —

Nach dem Zeugnis meiner Eltern müssen die geselligen Verhältnisse Rasfatts angenehm behagliche gewesen sein; auch Minderbemittelte konnten mithalten; noch gab es in Hausgesellschaften keine Sektpantschereien; der höchste General und der geringste Leutnant waren mit kalter Küche zufriedenzustellen; zweierlei Wein galt schon für ein Festliches. Wie ist dies seit 1870, seit der profizigen Entfaltung des Geldsacks leider so ganz anders geworden!

Sogar urtümliche Auswüchse scheinen mit Laune geduldet worden zu sein. So gab es eine preussische Offiziersfamilie, die Punkt Mitternacht rücksichtslos die Lichter löschen ließ; wer dann noch nicht das Glück gehabt hatte, von dem Stadtomnibus mitgenommen worden zu sein — bei völligem Nichtvorhandensein von Droschken besorgte ein solcher die allgemeine Nachtabhörung —, durfte geduldig bei Frost und Dunkel in der Hauseinfahrt auf den rettenden Stadtwagen warten.

Vom „Gouverneur“ der Festung, General von Seutter, war bekannt, daß er nach Empfang seiner Gäste sich auf sein Zimmer zurückzog, dort in Schlafrock und langer Pfeife zeitunglesend den Abend verbrachte und sich erst wieder zur Verabschiedung seiner Eingeladenen in höchsten Staat warf. Dabei ereignete sich etwas Ergößliches: in gutem Glauben, alle Gäste seien schon verschwunden, rief er aufatmend aus: „Gott sei Dank, daß sie zum Tempel draußen sind!“ Doch wehe, da trat der Stadtdirektor Schaible, ein untergesetzter, rundlicher Herr, der noch mantelumhängend hinter einer Spanischen Wand der Kleiderablage gestanden war, vor



den schlanken, hageren General, verneigte sich und seufzte mit verbindlichem Lächeln: „Erzellenz, genau so sage auch ich, wenn Sie bei mir waren!“

Um die Eintönigkeit der gewöhnlichen Abendgesellschaften farbiger zu gestalten, hatte Major von Göler im Rastatter Schloß eine Liebhaber-  
bühne ins Leben gerufen, wobei auch meine Mutter, zumal beim Stellen der damals beliebten Lebenden Bilder, mitwirkte. Der unternehmungslustige Major war ein so großer Verehrer weiblicher Schönheit, daß er verhiess, noch im Grabe dereinst nach rechts und links Ausschau halten zu wollen, ob er neben „etwas Schönem“ beerdigt sei. . .

Auch das recht volkstümliche Theater in der Fruchthalle wurde viel von Offizieren und ihren Frauen besucht, da der Teufel in der Rot Fliegen frisst. Die Damen belustigten und neckten sich gegenseitig nicht wenig, wenn ihre eigenen, abgetragenen Kleider, die sie den in Häusern fechtend umherziehenden Komödienspielerinnen verehrt hatten, hinterm Lampenlicht auf den weltbedeutenden Brettern wieder zum Vorschein kamen.

Indes unter den Offizieren im allgemeinen Eintracht und Friede walteten, gestalteten sich die „geselligen Verhältnisse“ unter den Soldaten weniger zum Guten; einmal, zwischen Weihnachten und Neujahr, kam es zu mehrtägigen, blutigen Kaufhändeln unter Preußen und Osterreichern — das Jahr 1866 zuckte beiden schon im Geblüt —, und mein Vater hatte mit seiner Kompagnie die Bereitschaft auf dem Marktplatz, wo ein aus allen Heeresaufgebotten vereinigtcs Bataillon gebildet wurde, um den Schlägereien und ernsthaften Streitereien entgegenzutreten. Zuletzt fand eine große „Versöhnungsparade“ vor dem Festungsgouverneur auf dem Schloßplaz statt.

Pomphaft wurden die Geburtstage der drei besagungspendenden Herrscher gefeiert; bei den Gelagen der Offiziere, zumal am Wiegenfest des österreichischen Kaisers, soll es bisweilen toll hergegangen sein.

Auf der steil sich senkenden Poststraße zog, funkelnd im Sonnenglanz, die weißgekleidete Militärmusik der Osterreichcr in eigentümlich tänzelndem Schritt hinunter. Auf dieser schrägen Straße, die vom Museums-  
garten zur katholischen Stadtkirche hinabführt, erlebten wir ein schreckhaftes Wagenunglück. Wir wollten zur verwandten Familie Belzer nach Weißenbach ins Murgtal. Da brannten die scheuenden Pferde durch, der Wagen wurde umgeworfen, das Kindermädchen vom Bock geschleudert. Soldaten liefen zur Hilfeleistung bei; wir wurden aus der umgestürzten Kutsche hervorgezogen. Blutend und schluchzend kauerte das Mädchen auf



einer Staffel am Kirchenplatz. Als meine Mutter, die seitdem lange keinen Wagen mehr ohne Angst besteigen konnte, sie nach ihren Verletzungen befragte, meinte sie greinend: „Jetzt fehle mir nur noch e paar Biere (Birnen)!“

Der Bataillonskommandeur meines Vaters, der Major Graf Karl von Enzenberg, brachte seinen Bruder Gustav, den Major-domus des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, meinen Eltern zu Tisch. Dieser hatte ein Leben voller Wechselfälle, Abenteuer und Zweikämpfe hinter sich; eine gewaltige Schramme, Andenken an einen Säbelhieb, verunstalteten sein ohnehin unschönes, aber fesselndes Gesicht. Er berichtete von einem Mahl beim alten Metternich in Wien. Der große Diplomat alten Schlages saß einst mit zahlreichen Gästen bei der Tafel, als ihm ein junges Bäcker-ehepaar gemeldet ward; der junge Ehemann war Metternichs Patenkind und wollte mit seinem Weibchen auf der Hochzeitsreise dem mächtigen Paten untertänigst aufwarten. Metternich bemerkte den naserümpfenden Spott seiner hochadeligen Tischgenossen. Da hieß er das junge Paar einzutreten, sich neben ihn setzen und ließ sich, während alles erstaunt verstummte, von dem Bäcker den ganzen Vorgang des Brotbackens eingehend erklären. Der ländliche Erzähler geriet dabei in solchen Eifer, daß er sich die Hemdärmel aufstrempte und mit knetenden Händen durch die Luft fuhr, als habe er wirklich Brotteig in der Backmulde vor sich. Als sich das Bäckerpaar nach lebhaften Dankesworten entfernt hatte, fragte der greise Staatskanzler seine spöttelnden Gäste: „Meine Herren, haben Sie das alles schon gewußt? Ich dünkte, wir haben viel gelernt.“ —

Im Frühjahr 1862 kam der Befehl, daß das dritte Regiment im Herbst nach den Felddienstübungen den Standort Freiburg zu beziehen habe. An einem Mattag eröffnete mein Vater mir, daß mein Großvater Schmidt in Karlsruhe gestorben sei; ich warf mich untröstlich auf ein Sofa und weinte lang und bitterlich. —

Kamen Fremde nach Kastatt, wurde zuerst als Hauptsehenswürdigkeit das Schloß gezeigt. Welch gruseliges Vergnügen war es für mich, die breite Treppe hinauf, durch die öden, riesigen Zimmer mit ihren alten Bildern und Überbleibseln aus der Zeit des Türkenludwigs, zum Schloß-turm bis in die unmittelbare Nähe des mächtigen vergoldeten Jupiters zu steigen! Das Schloß stand als Gespensterbehausung der „Weißen Frau“ in argem Verrufe. Weiße Frauen sahen wir zwar nicht, wohl aber weiße Männer, nämlich die in hellen Zwilch gekleideten Staatsgefangenen, die ein Teil des weitläufigen Bauwerks beherbergte.



Und dennoch hat die „Weiße Frau“ einige Zeit später einen Freund meines Vaters, den damaligen Major Hieronimus, einer höchst eigenen Begegnung gewürdigt. Hieronimus, ein überaus nüchtern, kaltblütiger, unerschrockener und wahrheitsliebender Mann, saß in einer Sommernacht auf seinem Arbeitszimmer im Schlosse. Seine beiden schwarzen Pudel, Lausbub und Latzche benannt, lagerten sich in der Nähe der Türe. Die Lampe brannte auf dem Schreibtisch. Da vernahm der in später Nachtstunde noch eifrig Schreibende, wie in der langen Flucht der Gemächer, immer näher kommend, sich gedämpften Geräusches Tür um Tür öffnete und wieder schloß. Das räthelhafte Getöse gelangte schauerlich vor seine Stubentüre, die sich nun gleichfalls leisen Klinsens auf und zutat. Winselnd verkrochen sich die zwei Hunde unter dem Stuhl ihres Herrn. Ein deutlich vernehmbares Knistern wie von einem seidnen Gewande huschte rauschend hinter dem Rücken des am Schreibtisch Sitzenden vorüber. In diesem Augenblick durchzuckte wie ein Blitz ihn der mutvolle Gedanke: ist es ein Geist, sehe ich ihn vielleicht im Schattendunkel der Nacht besser. Schnell löschte er die Lampe. Da tat sich ebenso räthelhaft, von unsichtbarer Hand bewegt, die gegenüberliegende Tür auf und schloß sich wieder zu, und nichts mehr ward gehört. Die Hunde beruhigten sich erst nach geraumer Zeit. So hat mir Hieronimus den geheimnisvollen Hergang selbst berichtet.

Kurz vor unserer Überstiedelung nach Freiburg war ich nachmittags zu den beiden Söhnen des Gouverneurs, Schulgenossen von mir, in das Schloß eingeladen. Wir tummelten uns bis spät abends auf dem vorderen Schloßplatz herum, den der helle Vollmond beschien. Nun wohnten in einem Hinterraum des weitgestreckten Schlosses, einer Art Wirtschaftsgebäude, kleine Leute, arme Wäscherinnen u. dgl. Der Sohn einer Waschfrau, ein hochaufgeschossener, blödsinniger Bursche, ging von ungefähr an unserem Spielplatz vorüber. Unvorsichtigerweise neckten oder reizten wir ihn irgendwie. Er begann uns zu verfolgen und weshalb sein Haupthaß gerade mir galt, weiß ich nicht mehr, — kurz, er stürzte mir nach und ich raste in wilder Flucht durch das hallende Schloßgewölbe, über den hinteren Schloßplatz und um den Museumsgarten herum in der Richtung unserer Wohnung heulend vor ihm her. Einmal wandte ich mich um: noch sehe ich das wutschäumende, vertierte Gesicht des Blödsichtigen unmittelbar hinter mir, vom Mond überglänzt, sehe noch, wie er die kloßigen, großen Hände nach mir ausstreckt, wie um mich kleines Bürschchen zu zermalmen. Glücklicherweise hatte ich noch flinkere, wenn auch kürzere Beine als er;



ich erreichte schweißgebadet die Haustüre, schlug sie hinter mir zu und war gerettet.

Die grauenhafte Verfolgung durch den Wahnsinnigen hat mich zu einem erregbaren, überreizten Knaben gemacht; jahrelang sah ich mich bei Tag und in nächtlichen Träumen von diesem unsagbar gräßlichen, wutoverzerrten Gesicht verfolgt; selbst an meinem künftigen Aufenthaltsort, also weit vom Schusse, hatte ich oft das Gefühl, als sei mir der Tolle noch auf den Fersen. —

Im Herbst 1862 schloß mein Vater nach altem Brauch mit dem Wirt zum „Pflug“ einen Umzugsvertrag; an Eisenbahnversand innerhalb der Landesgrenzen dachte damals niemand. Dieser Mann verbrachte für 134 altbadische Gulden unsern Hausrat „per Achse“, wie man welschend sagte, von der Murg zur Dreifam.